

# Die Chroniken der drei Kriege

Das Drohen der silbernen Sichel

Band 1

S. A. Lee



S. A. Lee

# Die Chroniken der drei Kriege

Band 1

Das Drohen der silbernen Sichel

Fantasy

© 2017 AAVAA Verlag

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage 2017

Umschlaggestaltung: AAVAA Verlag

Coverbild: S. A. Lee

Printed in Germany

Taschenbuch: ISBN 978-3-8459-2438-0

Großdruck: ISBN 978-3-8459-2439-7

eBook epub: ISBN 978-3-8459-2440-3

eBook PDF: ISBN 978-3-8459-2441-0

Sonderdruck Mini-Buch ohne ISBN

AAVAA Verlag, Hohen Neuendorf, bei Berlin

[www.aavaa-verlag.com](http://www.aavaa-verlag.com)

E-Books sind nicht übertragbar! Es verstößt gegen das Urheberrecht, dieses Werk weiterzuverkaufen oder zu verschenken!

Alle Personen und Namen innerhalb dieses E-Books sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind zufällig und nicht beabsichtigt.



Claudiae Evaeque, adulatricibus eisdemque criticis,  
quae semper mecum erant et me adiuvabant. Gratias ago.



# Inhalt 1

Prolog – Die Flucht

Kapitel 1 – Vinstrenholm

Kapitel 2 – Die Reise

Kapitel 3 - Aléh

Kapitel 4 – Die Ausbildung

Kapitel 5 – Scheidewege

Kapitel 6 – Kinder des Verrats

Anhang

# Paradon



## Prolog – Die Flucht

*Aus den Büchern des Staubes,  
Chronik 1: Die Entstehung der Zweiten Welt*

*Am Anfang war das Dreigeteilte. Es durchschnitt die Nebel wie ein Sonnenstrahl die Finsternis und brachte das Licht und die Wärme. Wo Es seinen Fuß auf die Erde setzte, trockneten Sümpfe und schlossen sich Kluften, wo Seine Hände sich niedersenkten, spross Leben. Die Schrecken und Schatten wichen vor Seiner Herrlichkeit zurück und verschwanden tief in die Erde hinein, in den Schoß der Dunkelheit, wo sie vergessen gingen. Es durchwanderte alle Fläche, die Land war, und als Es an den Rand der Welt kam, wo schaurige, blutrote Ozeane die Küsten umtosten, berührte Es das Wasser und es wurde rein. Alles, was entstellt und dunkel war, wurde erfüllt von Heilung und Licht, und überall, wo die hehren Füße des Wesens auf Erde trafen, blühten Blumen und spross weiches Gras.*



*Nur einen Ort vergaß das Wesen in all Seinem Wirken; und so verbarg sich dort, unberührt von Seiner reinigenden Kraft, weiterhin das Unheil und die namenlosen Grauen, die in der ungenannten, der Ersten Welt, umgegangen waren. So herrschen dort seit allen Zeiten sie, die wir die Westlichen nennen und die sich selbst keinen Namen geben, die kein Leben dulden und niemandem als den Schrecken dienen, aus denen sie hervorgingen, bevor die Zeit begann, und die sie selber sind.*

*Als Es alles Land bis auf dieses eine besucht hatte, setzte Es sich nieder und erfreute sich an dem, was Es geschaffen hatte. Und das Herz war Ihm leicht vor Freude, sodass Es lachte – und aus diesem ersten Lachen wurden die Tiere, die sogleich daran gingen, die Erde und alles, was darauf war, zu bevölkern. Da staunte das Dreigeteilte Wesen und Es freute sich an ihnen. Da wandte Es seinen Blick gen Himmel und sah, wie leer er doch war im Vergleich zu dem, was Es nun auf Erden bewunderte. Also rieb Es die Hände aneinander und blies hinein, und getragen von dem göttlichen Atem erhoben sich alle Arten von Vögeln und Insekten in die*

*Luft und erfüllten den Himmel mit ihrem Gesang. Sodann trat das Eine Wesen an die Küsten des Meeres und sah, wie verloren und still die riesigen Wasser vor Ihm lagen. Und Es vergoss Tränen ob dieser Leere und als diese Tränen das Wasser berührten, wurden sie zu Fischen und allen möglichen Kreaturen, die fähig waren, die Meere zu bewohnen. Und der salzige Geschmack der heiligen Tränen überdauert alle Zeitalter in den Fluten der tiefen Wasser.*

*Als Es all dies geschaffen hatte, hielt Es inne und betrachtete Sein Werk. Und Es war bald bekümmert darüber, nicht in allen drei Sphären, die Es mit Leben bevölkert hatte, gleichzeitig verweilen zu können. Alsdann erhob das Wesen die Stimme und schrie, sodass alles, was da war, für einen Moment verstummte und erschauernd lauschte. Als die Wehklage verklungen war, erhoben sich anstelle des Höchsten Wesens drei Gestalten, die weniger strahlend, doch noch immer schöner und erhabener waren als alles, was um sie war. Und diese Wesen waren die Drei – Licht, Waage und Schatten. Licht steht für das Gute, das Reine, das Aufrechte, und*

*verbirgt sich am liebsten in den Weiten des Himmels, von wo er als Sonne und Mond auf alles herabsieht. Schatten herrscht in den tiefsten Tiefen der Meere und im innersten Leib der Erde. Aus ihm gehen Schwärze und Albträume hervor, alles, was böse und Mordgier ist, entsteht aus ihm. Zwischen ihnen steht als Richterin auf Erden Waage, die alles im Gleichgewicht hält und die sich mal zur einen, mal zur anderen Seite neigt. Sogleich begannen die Drei, nach ihrem eigenen Bild Lebewesen zu formen und sie auf der Erde zu verteilen, die sie bebauen und sich von ihr nähren sollten. Diese Wesen nannten sie Menschen. Und getreu ihren Erschaffern folgen manche Menschen dem Licht und manche verschreiben sich der Finsternis. Doch in den meisten von ihnen herrscht Waage vor, und sie folgen mal diesem, mal jenem. Und solange dieses Gleichgewicht unter den Menschen existiert, so lange bleibt auch die Welt, die das Dreigeteilte geschaffen hat und aus dem wir alle hervorgegangen sind, bestehen.*

*Aracanon, fünf Meilen vor der Grenze zu  
Lòethin, im Jahr 1080 des zweiten Zyklus*

Szarell rannte.

Aus dem Dunkeln griffen verkrüppelte Zweige nach ihr, peitschten ihr ins Gesicht und wurden zu Händen, die ihre Schritte verlangsamten. Ihre Lungen brannten wie Feuer, doch sie hetzte weiter, durfte nicht langsamer werden, sich nicht umdrehen, nicht stehenbleiben.

Über ihr krachte Donner, ein Blitz zuckte über den Nachthimmel und schlug irgendwo dicht hinter ihr ein. Sie schmeckte Metall in der Luft und tauchte zwischen zwei dichten Büschen hindurch, die ihr die Wangen aufrissten. Rennen war eine Qual, da die Muskeln in ihrem geschwollenen Bauch sich krampfhaft zusammenzogen, doch hinter ihr lauerte der Tod; Stimmen, die rasch näherkamen, und ab und an auch Gebell. Panisch rang sie nach Luft; sie konnte nicht mehr weiter, gleich würden ihre Rippen bersten und ihre Arme wie berstende Äste abfallen.

Als eine neue Welle des Schmerzes durch ihren Unterleib rollte, brach sie durch ein Ge-

büsch und krallte sich im letzten Moment in die Rinde eines überhängenden Farnbaums. Unter ihr tat sich ein Abgrund auf, steil und abschüssig, schwarzer Sand und loses Geröll erstreckten sich hundert Schritt weit vor ihr bis tief hinunter ins Tal. Kein Mond stand am Himmel, der ihr den Weg hätte erhellen können, doch sie wusste auch so, dass dort unten die Tetzola floss, ein wildes, tosendes Band, das sich in den Leib der dunklen Erde schnitt. Jäh erleuchtete ein weiterer Blitz den Himmel und mit ihm kamen die Schmerzen über sie. Ächzend brach sie in die Knie, sich fest an den Stamm des verkrüppelten Baumes klammernd, der ihr den einzigen Halt im Leben bot. Ihr Gesicht war nass, sie wusste nicht, ob von Schweiß oder Tränen oder beidem, und zwischen ihren Beinen spürte sie etwas Feuchtes. Sie tastete danach und hob ihre Finger vor die Augen; sie waren dunkel von Blut.

„Götter, bitte nein!“, keuchte sie, „nicht heute Nacht, nicht jetzt!“ Verzweifelt presste sie die Stirn gegen den Baumstamm und schickte

Stoßgebet um Stoßgebet zu den Drei Höchsten, auf dass sie das Kind in ihrem Leib noch halten mochten, nur einige Stunden, bis sie in Sicherheit waren.

Doch die Unsterblichen erhörten ihre Gebete nicht.

Szarell schrie, als neuerlicher Schmerz sie überrollte, und fiel vornüber. Die Finger fest in die Erde verkrampft, betete sie zu allen übernatürlichen Wesen, die sie jetzt hören mochten, dass sie ihr Zeit gewährten.

Nur noch etwas Zeit.

Demiz Variszko zügelte sein Pferd und horchte. Unbarmherzig zerrte der Wind an seiner Kleidung und verwehte die Geräusche, die an seine Ohren drangen, doch ihm war, als hätte er in nächster Entfernung Geräusche vernommen. Etwas regte sich.

„Sie ist nicht weit“, versicherte er den Männern, die sich hinter ihm sammelten und von denen manche mit heiseren Stimmen in die Nacht hinaus nach ihren Hunden riefen.

„Sie wird nicht schnell vorwärts kommen, nicht in dieser Finsternis. Bald haben wir sie eingeholt.“

„Die Westlichen haben wir!“, fluchte einer der Männer und zwang sein Pferd neben Demiz; die Tiere waren nervös, der aufkommende Sturm machte sie ängstlich und ließ sie scheuen. „Es ist ein verdammtes Wunder, wenn keines von unseren Viechern sich in dieser Arschschwärze ein Bein bricht und wir alle lebend zurückkommen. Man sieht kaum die Hand vor Augen und vorwärts kommen wir in diesem Dickicht hier auch nicht! Zu Fuß ist sogar ein Weib schneller als wir!“

Demiz musterte den Sprecher gleichgültig und wandte sich, nachdem dieser geendet hatte, wieder dem verschlungenen Pfad vor ihnen zu.

„Du magst Recht haben“, sagte er nach einer kleinen Pause, die Augen unverwandt auf den Weg gerichtet.



„Das habe ich ganz sicher! Herr“, fügte der andere Mann rasch hinzu und spuckte auf den Boden.

So schnell, dass man mit den Augen kaum folgen konnte, zog Demiz seinen Dolch aus dem Gürtel und zertrennte seinem Nebenmann mit einem gezielten Hieb den Satteltgurt.

Der Mann fluchte, und sein Fluchen verwandelte sich in einen Schrei, als er plötzlich seitlich abrutschte. Das Pferd bäumte sich erschrocken auf und galoppierte davon.

Demiz musterte seine Klinge im fahlen Aufblitzen eines Wetterleuchtens. Etwas Blut klebte daran. Unzufrieden schüttelte er den Kopf; der Schnitt war ungenau gewesen. Er steckte den Dolch zurück in seinen Gürtel.

„Du gehst zu Fuß weiter und sicherst den Weg, während wir uns aufteilen und in Gruppen weitersuchen“, verkündete Demiz dem Gefallenen und trieb sein Pferd vorwärts.

„Du, du und du, ihr kommt mit mir“, wies er drei der Hundeführer an und winkte sie zu

sich. „Ihr anderen geht links weiter. Wir kreisen sie ein. Fünfhundert Schritt vor uns liegt die Tathoek-Schlucht, wir treiben sie dort in die Enge. Dort kommt sie nicht weiter.“

„Pass nur auf, dass die Hunde deinen Geruch nicht zu sehr in die Nase bekommen“, verhöhnnte einer der Männer den am Boden Liegenden, der noch immer völlig verduzt Demiz hinterherstarrte. Einer der geifernden und kläffenden Hunde blieb kurz vor ihm stehen und witterte in seine Richtung.

„Es könnte sonst sein, dass sie gerne wissen möchten, wo es mehr von dir gibt. Und ein rennendes Stück Fleisch ist für sie so gut wie das andere, möchte ich meinen.“

Hämisches Gelächter folgte dem Gestürzten, als er sich aufrappelte und so schnell wie möglich in die Büsche verschwand.

Stöhnend kam Szarell zu sich. Sie konnte nicht sagen, wie lange die Benommenheit gedauert hatte, ob nur wenige Minuten oder Stunden, doch in jedem Fall hatte sie sie wert-

volle Zeit gekostet. Ächzend zog sie sich an dem Baum hoch, die Augen wachsam in die undurchdringliche Dunkelheit gerichtet. Noch waren sie nicht nahe, doch lange würde es nicht mehr dauern. Als sie sich aufrichtete, kehrten die Qualen zurück und zwangen sie erneut in die Knie.

„Nein!“, keuchte sie verzweifelt – doch es war zu spät; das Kind in ihr drängte nun mit aller Macht nach draußen und erkämpfte sich seinen Weg durch den verkrampften Mutterleib. Sie wollte schreien, ihrer Qual Linderung verschaffen, doch wenn sie das täte, würden sie sofort wissen, wo sie war. In ihrer Verzweiflung hielt sie sich den Unterarm vor den Mund und biss im nächsten Moment bereits mit aller Kraft hinein, als ein weiterer Krampf sie schüttelte. Als sie auf ihren Arm blickte, blutete er. Doch jetzt spürte sie, dass es nicht mehr lange dauern würde; die Wehen kamen in immer kürzeren Abständen, Blut strömte aus ihr heraus und der Druck auf ihren Unterleib war kaum mehr zu ertragen.

Mit letzter Kraft stemmte sie sich in die Hocke, schlang ihre Arme um den Stamm des Baumes, schloss die Augen und presste.

Die Hunde jagten um ihn herum, vor und neben ihm brachen sie aus dem Dickicht des Waldes, umkreisten ihn und ließen ihn dann spielend hinter sich. Szenco hatte kaum Zeit, sich zu fragen, warum er nur sein Maul so weit hatte aufreißen müssen, so sehr umtrieb ihn die Angst vor diesen reisszahnigen, kläffenden Bestien. Er hoffte nur, dass sie ihn nicht tatsächlich mit ihrer eigentlichen Beute verwechseln und ihn beißen würden; hatten diese Viecher einmal Blut geleckt, ließen sie nicht mehr von ihrem Opfer ab, das wusste jeder. Deswegen waren sie ja auch so ungemein nützlich. Nur war es viel amüsanter, von seinem Pferd aus zuzusehen, wie sie einen entflohenen Sträfling oder irgendwelche Sklaven zu seinem Vergnügen in Stücke rissen, anstatt sich auf einmal selber von ihnen umschlossen zu sehen. Er konnte kaum sehen,

wohin er rannte, verließ sich ganz auf seinen Instinkt und das fahle Blitzen der Sterne, das sich hin und wieder durch die lichter werdenden Baumwipfel zeigte, und hoffte das Beste. Hinter sich, weit abgeschlagen, konnte er das Rufen seiner Begleiter hören; er hatte Recht gehabt – die Wege des Waldes waren zu Fuß leichter zu meistern. Er verdrängte Angst und Erschöpfung und erlaubte sich einen kleinen Augenblick lang die Vorstellung, wie er vor seinem Gebieter kniete und ihm den zerfetzten Kadaver der Entflohenen darbot. Entlaufene Sklaven brachten viel Geld, wenn man sie lebendig an ihren Herrn überantwortete – aber noch wertvoller waren sie im Allgemeinen tot.

Vor ihm lichtete sich der Wald zunehmend, der Boden unter seinen Füßen wies weniger Wurzeln und Steine auf und wurde sandiger. Er verlangsamte seine Schritte, zog eins der Schwerter auf seinem Rücken und stahl sich vorwärts.

Vor einer Ansammlung aus hüfthohen Büschen blieb er stehen; einige der Köter hatten sich dort versammelt und schnüffelten begierig, während andere sich schon durch das Blätterwerk gedrängt hatten und weiter der Fährte folgten.

Szenco hieb nach den Tieren aus und wild jaulend stoben sie auseinander.

Er griff nach dem Fetzen, an dem sie geschnüffelt hatten, befreite ihn von den Ästen und hob ihn an die Augen. Ein diebisches Lächeln glitt über sein Gesicht: Es war ein Stück einer arachinischen Sklaventracht.

Szarell kauerte sich zusammen und griff nach unten, um den Sturz des kleinen Körpers abzufangen.

Keuchend und am ganzen Körper zitternd vor Anstrengung und Erleichterung, fing sie das Kind auf, bevor es zu Boden fiel, und hob es hoch.

Es war sehr klein, viel zu klein, von Schleim und Blut überzogen, und es schrie nicht. Sza-

rell keuchte verzweifelt und rieb mit ihren rauen Fingern über den zerbrechlichen Leib, um ihn zum Atmen zu bewegen.

„Bitte, ihr Götter!“, flehte sie, „bei allen Seligen, bitte!“

Das Kind rührte sich nicht.

Szarell griff in den kleinen Mund, machte ihn frei von Schleim und Lebenssäften, zog ihn an sich und blies ihren eigenen Atem in ihn hinein.

„Bitte! Bitte!“

Tränen rannen unkontrolliert über ihre Wangen, doch sie war noch nicht bereit, aufzugeben. Ohne Unterlass rieb sie Wärme in das kleine Wesen, drückte seine Arme und Händchen, den filigranen Brustkorb und schlug in ihrer Verzweiflung zuletzt gegen seine Beine.

Das Kind schrie.

Sofort hielt Szarell inne, immense Erleichterung kämpfte gegen Liebe, eine Liebe, die so unerschütterlich war, dass es sie schauderte, kämpfte gegen ihre Angst, die drängende

Zeit, die hoffnungsleeren Gedanken, bis sich alles miteinander in ihr aufstaute und in einem lauten, haltlosen Schluchzen hervorbrach.

Mit zitternden Händen suchte sie in ihrem Rock nach dem kleinen Arbeitsmesser, mit dem sie sich heute ihre Freiheit geholt hatte, zertrennte die Nabelschnur und wiegte ihr Kind in den Armen.

„Sie werden gleich kommen“, weinte sie dem Neugeborenen zu, „sie werden uns finden! Und dich werden sie umbringen! Das darf nicht geschehen! Das kann ich nicht zulassen!“

„Bin ja gespannt, wie du das versuchen willst“, höhnte eine Stimme in ihrem Rücken.

Szarell fuhr herum, jeden Muskel in ihr zum Zerreißen gespannt.

Ein untersetzter, schlecht gebauter Mann stand vor ihr. Er trug einen Umhang über seiner schwarzen Rüstung und in seinen groben Händen hielt er ein gebogenes Einhandschwert.



„Es heißt, der Gebieter persönlich hat dich gefickt“, erzählte er nachlässig und spuckte auf den Boden. „Vielleicht lässt er mich ja auch mal, weil ich dich gefunden habe. Sobald ich dich zu ihm zurückgeschleift und ihm den verrotteten Kadaver deines Bastards vorgelegt habe.“

Glühender Hass jagte durch Szarell, jeder ihrer Sinne war in Alarmbereitschaft, hielt sich bereit, wartete auf einen Angriff. Behutsam legte sie den Säugling hinter sich nieder, ohne den Häscher aus den Augen zu lassen.

„Mögen die Westlichen dich verschlingen“, knurrte sie in ihrer Muttersprache und stellte sich breitbeinig vor ihren Sohn.

Sie konnte sich kaum auf den Beinen halten, doch es war ihr egal. Sollte er sie doch töten, wenn er wollte, aber sie würde ihn mitnehmen.

Der Mann spuckte erneut auf den Boden und wischte sich mit seinem schmutzigen Handrücken über den Mund. „Also, wie willst du’s

haben? Wählst du den leichten Weg oder den schwierigen?“

Wortlos kam ihm Szarell entgegen, den Blick gesenkt, die Hände vor sich gefaltet.

Der Mann grinste und offenbarte Zahnlücken. „Gutes Mädchen. Macht es viel einfacher. Nicht für dich, würde ich meinen, nicht, wenn ich dich nach Hause bringe, aber...“

Szarells Knie knickten ein, ruckartig schlang sie die Arme um seinen Hals, um den Sturz abzufangen.

Der Mann lachte auf, halb erschrocken, halb erfreut. „Ho, Mädchen, langsam!“ Er hielt sie fest und drückte ihr Kinn nach oben. „Du willst es also gleich wissen, ja? Also gut... Ihr Weiber... aber wenn du glaubst, es wird für dich dadurch besser, dann hast du dich...“

Ohne Vorwarnung zuckte Szarells Hand nach oben und rammte das Arbeitsmesser durch den Unterkiefer des Mannes.

Dieser gurgelte, ein Ton wie von Überraschung; aus ungläubig hervorquellenden Augen starrte er sie an, dann strauchelte er und

brach wie ein gefällter Baum zu Szarells Füßen zusammen. Sofort eilte sie zurück zu dem Säugling, der reglos dagelegen hatte, als wüsste er, dass jedes Geräusch seinen sofortigen Tod bedeutete.

Da hörte sie das Knurren.

Eiseskälte brach über sie herein, die jedes andere Gefühl erstickte und sie gnadenlos umklammerte.

Die Hunde.

Sie hatten Hunde mitgebracht.

Langsam, atemlos, drehte sie sich um.

Es waren drei, zwei weitere in den Büschen dahinter, und sie glaubte, etwas entfernt weiteres Rascheln zu hören.

Szarell wagte nicht, sich zu rühren.

Die Bestien verharrten, knurrten leise, legten die schweren Köpfe schief, was komisch, beinahe niedlich aussah, doch sie wusste, sie schätzten lediglich die Entfernung ab, die sie zu ihrem Opfer zurücklegen mussten. Um es richtig packen zu können.

„Tötet mich“, wisperte sie dem Wind zu, „tötet mich, aber verschont mein Kind!“

Das Knurren der Hunde wurde lauter.

Einer der Rüden, das Alphamännchen zweifellos, kam näher. Seine gewaltigen Pfoten waren lautlos, wenn sie den Boden berührten, die steifen Ohren hatte er flach angelegt. Seine Reißzähne blitzten im Licht des Mondes, der in diesem Augenblick hinter einer Wolke hervorbrach, als wollte er Licht auf die letzten Momente ihres Lebens werfen. Szarell konnte nicht atmen.

Langsam, behutsam, ohne die Augen von den Hunden zu nehmen, setzte sie ihre Füße in Bewegung. Nach links, eine Handbreit nur, dann noch eine.

Noch unternahmen die Tiere nichts, verfolgten sie nur unablässig mit ihren gelb leuchtenden Augen. Ein Donner krachte über ihr, fast im selben Augenblick, als endlich der Regen einsetzte. Als Szarell ihre Ferse ein klein wenig nach hinten schob, spürte sie, dass der

Boden hinter ihr abfiel. Die Schlucht lag unmittelbar hinter ihr.

Den Kopf leer, das Herz voll verzweifelter Hoffnung, barg sie ihr Kind an ihrem Hals.

„Vergib mir“, schluchzte sie und drückte ihre Lippen gegen die hauchdünne Haut, „vergib mir!“

Sie schlang die Arme um das Kind und sprang.

Sofort setzten ihr die Bestien nach. Sie spürte sie hinter sich, neben sich, sah sie als schwarze Schlieren vor dem dunkelgrauen Boden, die sprangen und kläfften, nach ihr schnappten und erschrocken zurückwichen, als sie stürzte.

Einen lautlosen Angstschrei auf den Lippen, rollte sich Szarell zusammen, zog die Knie an, um das Neugeborene vor dem Aufprall zu schützen. Trotzdem versuchte sie, sich so schlaff wie möglich zu machen. Scharfer Schmerz zuckte durch ihre Stirn, als sie sich an einem vorbeirasenden Stein den Kopf stieß, Sterne flogen an ihren Augen vorbei, wurden

vom dunklen Boden abgelöst, über den sie haltlos kugelte, alles schien zu geschehen, als hätte jemand den Lauf der Zeit verlangsamt...

Sie hätte nichts tun können, um zu verhindern, dass sie ungebremst über das feuchte, steinige Ufer der Tetzola rollte und schließlich dort zu liegen kam. Das Kind schrie gelend, doch Szarell hatte keine Zeit, es zu beruhigen. Zuerst musste sie sein Leben retten.

Über ihr, vom Mondlicht scharf umrissen, zeichneten sich die arachinischen Bluthunde als dunkle Gestalten vor dem abfallenden Boden ab. Vorsichtig und doch rasend schnell sprangen sie den Steilhang hinunter und hetzten ihr hinterher. Innert kürzester Zeit würden sie sie erreicht haben.

Szarell zögerte nicht weiter: Ohne zu überlegen stürzte sie sich in den Fluss, ihre heruntergekommene Tracht sog sich mit Wasser voll und zog an ihr, ihre nackten Füße rutschten über Steine und Schlick und ihre Bewegungen wurden langsam, trunken, als sie tiefer hineinwatete.

Unablässig fiel der Regen, durchtränkte ihre Haare und ließ den für gewöhnlich sanften Fluss zu einem reißenden Strom anwachsen, der alles mit sich riss, was sich nicht rechtzeitig in Sicherheit brachte. Doch für Szarell war er die einzige Rettung.

Haltlos warf sie sich hinein, drehte sich auf den Rücken, um das Kind oben zu halten, und stieß mit den Beinen kräftig nach.

Die Fluten rissen sie mit sich, erbarmungslos und doch gnädig.

Als Szarell keuchend nach Luft rang und versuchte, nach ihren Verfolgern auszuspähen, waren diese nicht mehr als verschwommene Schatten in weiter Ferne.

Demiz gönnte der Leiche seines ehemaligen Untergebenen nicht mehr als einen kurzen Blick, dann ließ er seine Augen über die Umgebung schweifen.

„Wenn sie noch im Wald ist, werden die anderen sie finden“, versicherte Thorob, sein Untermann, der sich über den toten Körper

beugte und ein schlichtes Küchenmesser aus Szencos Schädel zog.

„Sie ist nicht im Wald“, erwiderte Demiz und hob die Hand, um damit zum Fluss hinunter zu zeigen; Regentropfen glitzerten an seinem ausgestreckten Finger. „Sie ist dort hinuntergelaufen.“

„Ihr glaubt, sie will die Tetzola überqueren? Dann ist sie nicht nur töricht, sondern verrückt! Bei dieser Strömung wird sie es niemals bis zum anderen Ufer schaffen.“

„Unterschätze die Situation nicht, Thorob. Das Glück ist oft mit den Verzweifelten und den Narren. Stell vier Männer ab, sie sollen den Hunden folgen. Der Rest kommt mit mir. Es gibt einen kleinen Bergpfad, der uns ein Stück weiter den Fluss hinunter ans Ufer führt. Wir sehen dort nach.“

Thorob fluchte, als er wieder aufs Pferd stieg. „Wenn sie wirklich ins Wasser gestiegen ist, werden die Hunde nicht mehr in der Lage sein, ihre Spur aufzunehmen. Wie sollen wir das dem Herrn nur beibringen?“



„Unsere Suche ist noch nicht zu Ende“, beruhigte Demiz und nahm seinem Untergebenen das Messer aus der Hand. „Mein Instinkt sagt mir, dass sie es vielleicht in einem der kleinen Gehöfte versuchen wird, die einen halben Tagesmarsch weiter den Fluss hinab liegen. Vorausgesetzt, die Tetczola setzt ihr nicht selbst schon ein Ende. Ich für meinen Teil habe noch keine Sklavin erlebt, die mehr als sechs Stunden lang schwimmen kann.“

„Und wenn sie ertrinkt, wird ihre Leiche angespült werden“, fügte Thorob zufrieden hinzu und ließ sein Pferd in einen gemäßigten Trab fallen; der Weg, den sie eingeschlagen hatten, war zu steil, um ein schnelleres Tempo zu wagen.

„Oder verschwindet für immer“, erwiderte Demiz vielsagend und steckte das Sklavenwerkzeug ein. Zumindest, so überlegte er, hatte die Schlampe jetzt keine Waffe mehr.

Szarell war müde.

So müde wie nie zuvor in ihrem Leben.

Sie wollte schlafen, vergessen, traumlos versinken und sich nur ausruhen.

Doch das kleine, dringlich zappelnde Geschöpf auf ihrem Bauch erinnerte sie daran, dass sie es nicht konnte. Noch nicht.

Ächzend drehte sie sich um, presste ihre Wange gegen die harten, flachen Steine des Ufers und flehte um Kraft.

Dann schlug sie die Augen auf. Sie lag am linken Ufer der Tetzola, von Norden aus gesehen, auf der anderen Seite des Flusses, wobei sie nicht verstehen konnte, wie ihr das gelungen war. Vielleicht hatte der Lichte sich ihrer nun doch erbarmt, nach allem, was sie erduldet hatte. Vor ihr, wo das steinige Ufer in Sand überging, lagen sanfte, mit hohem Wildgras bewachsene Hügel, die sich weiter ins Land zogen und langsam zu einer blühenden Ebene wurden.

„Lòethin“, flüsterte sie. Das Land hinter dem Fluss. Sie hatte es geschafft.

Ächzend und quälend langsam schleppte sie sich auf allen Vieren die sandigen Anhöhen

empor, bis sie bis zur Hüfte auf flachem Boden zu liegen kam. Behutsam legte sie den Jungen vor sich auf den Boden. Er atmete, schwach, aber er atmete.

„Tapferer kleiner Bursche“, flüsterte sie, wobei sie ihre eigenen Worte kaum mehr hören konnte, so schwach war ihre Stimme geworden. Ihr Atem ging rasselnd, und von den Seiten rollte sich eine unerbittliche, rot-schwarze Wand vor ihre Augen, verbunden mit einem entsetzlichen Klingeln, das ihr in den Ohren dröhnte.

Sie blinzelte heftig und versuchte, ihre Umgebung zu erkennen. Da trug der Wind ein fernes, schwaches Geräusch an ihr Ohr, so leise, dass man es sich leicht eingebildet haben konnte.

Doch Szarell richteten sich die Nackenhaare auf und sie war sicher, dass sie sich nicht getäuscht hatte.

Vor Angst keuchend drehte sie den Kopf und meinte, im fahlen Licht der nahenden Morgendämmerung dunkle Punkte am anderen

Ufer zu erkennen, noch ein Stück entfernt zwar, doch nahe genug.

Ihr Herz hämmerte, jeder einzelne, lebenserhaltende Schlag jagte Schmerzen durch ihren Kopf und Unterleib, ihr ganzer Körper verlangte dringend nach Schlaf, doch jetzt jagte erneut Panik durch ihre Venen und sie wusste, dass sie eine Entscheidung zu treffen hatte.

„Weit komme ich nicht mehr“, hauchte sie dem erschöpften Kind zu und presste ihre kalten Lippen gegen seine kleine Hand. „Ich kann kaum mehr aufstehen. Ich werde sie nicht lange fernhalten können!“ Heiße Tränen rannen über ihre Wangen, als sie die Augen schloss und ein rasches Gebet zu den Dreien schickte. Sie wusste, was sie zu tun hatte: Mit zitternden Händen riss sie ein Stück Tuch aus ihrer Sklaventracht und wickelte das Kind hinein. Sanft bettete sie ihn zwischen einige Grasbüschel an den Rand der Ebene, sodass er vom Land aus gut zu sehen sein würde, für ihre Verfolger auf der anderen Seite des Flusses aber hoffentlich unsichtbar war. Sie küsste

zärtlich sein kleines Gesicht, drückte ihn an sich und wollte ihn niemals wieder loslassen.

Dennoch tat sie es, und unter übermenschlicher Anstrengung richtete sie sich auf und kehrte ans Ufer zurück.

„Da ist sie!“, bellte Thorob und spornte sein Pferd zur Eile an.

Auch Demiz hatte die gebeugte Gestalt gesehen, die, sich immer wieder ängstlich umblickend, an der anderen Seite des Ufers entlangeilte.

„Törichtes Weib“, flüsterte Demiz und stieß seinem eigenen Tier die Fersen in die Flanken. Der Fuchshengst jagte vorwärts und ließ in-  
nert Kurzem seine Gefährten hinter sich. Die Frau schrie unterdrückt und rannte schneller, aber er konnte von weitem sehen, dass sie mit ihren Kräften am Ende war. Es würde jetzt nicht mehr lange dauern.

Wie aus dem Nichts erschienen an der erhöhten Böschung am anderen Flussufer zwei Reiter. Ihre Uniformen waren weiß und auf ihrer

Brust prangte ein dunkelbraunes Pferd. Grenzwächter von Løethin.

Verärgert verzog Demiz den Mund und drückte seinem Hengst die Sporen in den Bauch, worauf er trotz des steinigen, unebenen Bodens sein Tempo noch steigerte.

In diesem Augenblick wurden die Grenzwächter auf ihn aufmerksam. Einer von ihnen deutete aufgeregt zu ihnen hinüber und im nächsten Moment trieben die beiden ihre Pferde die Uferböschung hinunter.

Demiz war mittlerweile mit der entflohenen Sklavin auf einer Höhe. Ruhig und als hätte er alle Zeit der Welt griff er an seinen Gürtel und holte seine Kriegsschleuder hervor. Mit geübter Hand setzte er einen Stein hinein und ließ die Schleuder über seinem Kopf kreisen. Er visierte kurz an und ließ das Geschoss fliegen. Fünfzehn Schritt von ihm entfernt schrie die Frau auf und brach in die Knie. Ihre Hände tasteten unsicher nach ihrem braunen Haarschopf.

Demiz lächelte und brachte sein Pferd zum Stehen.

Wenige Atemzüge später waren Thorob und die anderen – es waren jetzt noch fünf Männer – bei ihm und standen an seiner Seite den Grenzwächtern gegenüber.

„Einen guten Morgen euch Herren!“, rief Demiz über das Toben der Fluten hinweg.

Der Regen hatte aufgehört; ein bleicher Sonnenaufgang kündigte sich an. „Wie können wir euch helfen?“

Einer der Grenzwächter näherte sich ihnen, doch sein Pferd scheute vor den reißenden Fluten und blieb bockig stehen.

„Was treibt ihr da?“, brüllte der Mann zurück und mühte sich, sein Reittier wieder in den Griff zu bekommen, ehe er im Fluss landete.

„Ausreiten!“, erwiderte Demiz gelassen und seine Männer lachten rau.

Der Grenzwächter, der gesprochen hatte, verzog säuerlich seinen Mund. „Und warum tut ihr das ausgerechnet an der Grenze zu unserem Land? Man möchte meinen, das

Reich des Westens sei groß genug, um einer Handvoll randalierender Ritter Platz zu bieten!“

„Sieh dich vor, du Bauer!“, schrie Thorob aufgebracht zurück, „sonst komme ich herüber und poliere dir die Fresse, dass die Huren in deiner Stadt in Zukunft doppelt so viel von dir verlangen, ehe sie sich zu dir legen!“

Demiz legte Thorob die Hand auf den Arm.

„Mein Freund ist ein wenig ungeduldig heute Morgen. Verständlich, wenn man bedenkt, dass wir endlich wiedergefunden haben, wonach wir die ganze Nacht auf der Suche waren!“

Erst da gewahrten die beiden Grenzwächter die Frau, die nur wenige Schritt von ihnen entfernt am Boden kniete, sich den verwundenen Kopf hielt und nun ängstlich zwischen den Männern hin- und herschaute.

„Was soll das denn?“, fragte der zweite Grenzwächter und machte Anstalten, von seinem Pferd zu steigen, um sich die Sache genauer anzusehen.



„Haltet ein, guter Mann!“, rief Demiz und unterdrückte seinerseits aufkeimende Ungeduld, „diese Sklavin ist eine Entflohene und Eigentum unseres Herrschers, des Großfürsten! Wir haben den Auftrag, sie ihm zurückzubringen, damit sie ihre gerechte Strafe erhält!“

Der Grenzwächter verharrte, offenkundig verunsichert. Er tauschte einen Blick mit seinem Kameraden, der ihn nicht weniger beunruhigt erwiderte.

„Und was wollt ihr jetzt tun?“, fragte der erste Grenzwächter schließlich, wohl um Zeit zu gewinnen.

Demiz zwang sich zu einem Lächeln. „Nun, unser Plan bestand darin, herüberzukommen und sie uns zu holen. Es sei denn, ihr wollt uns den Gefallen erweisen und sie uns bringen! Dann müssten sich unsere Pferde nicht die Hufe nass machen!“

Der erste Grenzwächter ließ seinen Blick über die reißenden Fluten gleiten. Seine Gedanken waren leicht von seinem Gesicht abzulesen: Es

schien unmöglich, den Fluss zu Pferd zu überwinden, geschweige denn mit einer zu Fuß gehenden Sklavin.

Demiz dachte dasselbe, und es machte ihn wütend. Der Grenzwächter seinerseits trat vor, anscheinend ermutigt. „Diese Grenze wurde seit Jahrzehnten von niemandem mehr unbefugt überschritten“, verkündete er, „und auch ihr werdet sie nicht überqueren.“

„Wer will uns aufhalten? Du?“, höhnte Thorob zurück.

Demiz legte den Kopf schief. „Ist es wirklich nötig, dass wir solches Aufsehen um die Sache machen? Ich glaube doch, dass die Lage eindeutig ist: Unser Eigentum liegt dummerweise auf der falschen Seite des Flusses. Wir kommen es holen, kehren in unser Land zurück und wir vergessen das Ganze.“

Doch der Grenzwächter wollte sich nicht so leicht beschwichtigen lassen. Er stieg ab und näherte sich der Frau, die noch immer am Boden kauerte. Als er näherkam, wich sie zurück. Der Mann verharrte, musterte sie.

Demiz war klar, dass er ihre Verletzungen bemerken musste - ärgerlicherweise schienen sie ihn zu rühren. Idiot.

„Ihr könnt sie nicht haben“, befand er schließlich. „Sie befindet sich auf unserem Land, und gemäß den Verfügnissen des Großen Vertrages...“

„Spar dir die Paragraphenreiterei“, fauchte Demiz und steuerte seinen Hengst näher ans Flussufer; allmählich wurde er wütend. „Ich kenne die Gesetze ebenso gut wie du, aber im Gegensatz zu dir kenne ich auch einen arachnischen Großfürsten und die gewaltige Wut, die in ihm entfacht wird, wenn irgendein Blechsoldat, der seine Prinzipien falsch einteilt, ihm die Herausgabe seines rechtmäßigen Eigentums verweigert! Und ich kenne auch die Konsequenzen, die diese Wut nach sich ziehen würde – für dich und dein Land!“

Der Grenzwächter rührte sich nicht, doch sein Gesicht wurde grau. Es dauerte einige Momente, bis er seine Sprache wiederfand: „Ihr... Ihr wagt es, mir zu drohen?“, stammel-

te er, wobei er sich nicht mal Mühe gab, selbstsicher zu klingen.

„Ja, ich glaube, das tue ich“, erwiderte Demiz überaus gelassen.

Thorob grinste.

Der Grenzwächter blickte unsicher zwischen Demiz und der Sklavin hin und her, die sich jetzt nach vorne warf und sich an seine Beine klammerte. Sie sagte irgendetwas in ihrem primitiven Sklavendialekt, das Demiz nicht verstand, doch ihr vor Panik verzerrtes Gesicht sprach Bände.

„Seht es als eine Geste der Freundschaft; ich bin sicher, mein Herr wird euch diese Großzügigkeit nie vergessen!“

Der zweite Grenzwächter, der das Gespräch schweigend von seinem Pferd aus verfolgt hatte, rief seinem Gefährten etwas zu. Dieser zögerte erneut; Zweifel standen in seinem Gesicht geschrieben. Schließlich zuckte er mit den Schultern und wandte sich von der Frau ab.

„Wir waren niemals hier!“, erinnerte er Demiz düster, als er sich wieder auf sein Pferd schwang und hinter seinem Gefährten die Böschung hinaufritt.

„Worauf ihr euch verlassen könnt!“, freute sich dieser und trieb seinen Hengst ins Wasser. Die Sklavin schrie irgendetwas, schien aber zu schwach, um aufzustehen. Triumphierend trieb Demiz das Tier vorwärts, behielt dabei die Sklavin jedoch im Auge, die völlig erstarrt dasaß und ihnen mit weit aufgerissenen Augen entgegensah.

Demiz hörte Thorob hinter sich fluchen und wusste, warum: Das Wasser reichte ihm mittlerweile bis zu den Knien und die Pferde begannen in der starken Strömung zu rutschen. Demiz trieb sein Tier vorwärts, verärgert über den hoffnungsvollen Ausdruck, den er für einen Moment auf dem Gesicht der Sklavin gesehen zu haben glaubte.

Der Hengst riss den Kopf hoch und schnaubte heftig und ein seltsames Gefühl der Schwerelosigkeit überkam Demiz, als er plötzlich

den Boden unter den Füßen verlor. Fluchend trieb er das Tier weiter, zwang es, all seine Kräfte zu mobilisieren, trat und schlug unablässig auf es ein – und dann stieß sich der Hengst vom Boden ab und war in flachen Gewässern. Mit einem Schrei, in dem sich Wut, Triumph und ein Hauch vergehender Todesangst mischten, jagte Demiz auf dem Hengst ans Ufer. Die Sklavin versuchte überstürzt, vor den herannahenden Hufen zurückzuweichen und fiel hin. Keuchend und mit geschlossenen Augen blieb sie im Kies liegen. Thorob, der soeben das Ufer erreicht hatte, fluchte und keuchte wild durcheinander, während er eine Seilschlinge von seinem Gürtel löste.

Demiz sah emotionslos auf die zusammengekauerte Frau hinunter; sie blutete stark, besonders zwischen den Beinen, doch er hielt sich nicht damit auf, sich zu fragen, woher diese Verletzung kam. Darum würden sich andere kümmern.

Thorob saß ab, ging zu der Sklavin hinüber und fesselte sie. Widerstandslos ließ sie sich die Schlinge anlegen; sie atmete flach und ohne die Augen zu öffnen. Vielleicht betete sie zu irgendeinem ihrer barbarischen Götzen, von denen Demiz nur entfernt gehört hatte.

Er gab seinem Untergebenen ein Zeichen, die Schlinge an seinem Sattelknauf zu befestigen.

„Wir haben uns die Nacht um die Ohren geschlagen wegen dir“, erklärte Demiz mit eisiger Ruhe und zurrte den Knoten fest. „Du hast mehr Ausdauer bewiesen, als man es hätte vermuten können. Vermutlich hat man dich in der Vergangenheit zu gut ernährt. Also wird es dir nichts ausmachen, wenn du deinen kleinen Spaziergang fortsetzt. Los, steh auf! Und an deiner Stelle würde ich darauf achtgeben, nicht hinzufallen, sonst schleife ich dich zur Festung zurück.“

Die Sklavin versuchte es, doch sie war offenbar kaum mehr bei Bewusstsein. Thorob trat nach ihr, doch das bewirkte nichts weiter, als dass sich ihre Augen in den Höhlen verdreh-

ten. Demiz zuckte die Achseln und trieb sein Pferd vorsichtig wieder zurück in die Fluten.

„Wie du willst“, sagte er kühl.



## Kapitel 1 – Vinstrenholm

*Yorenin, Vinstrenholm, Frühling im Jahr 1096  
des zweiten Zyklus*

Wenn man von den Blinden Bergen aus der Landstraße nach Süden folgte – nun, sie hieß Landstraße, tatsächlich aber handelte es sich um nichts weiter als einen besseren Trampelpfad – kam man nicht umhin, irgendwann auf drei teils bewaldete, sich steil gegen den Himmel reckende Erhebungen zu stoßen, die man in anderen Regionen Paradons vielleicht ebenfalls als Berge bezeichnet hätte, die hier jedoch lediglich als die Drei Hügel bekannt waren. Der höchste dieser Hügel, den man Smålbradir, ‚kleiner Bruder‘, nannte, war größtenteils steinig und karg und seine Spitzen schneebedeckt. Mehr als ein paar dürre Tannen wuchs dort nicht und außer einigen Hornziegen hatte wohl noch nie jemand die überhängenden Felswände seiner Spitze er-

klommen. An den Seiten der anderen beiden Hügel jedoch, die ihn links und rechts wie Wächter flankierten, hatte man Siedlungen errichtet, die sich bis zu den Kuppen emporzogen. Und tatsächlich gab es in ganz Yorenin keinen besseren Ort, um sich niederzulassen; man hatte das ganze Umland im Blick, ohne jedoch selbst einem möglichen Feind eine Angriffsfläche zu bieten. Nun hatte es zwar schon seit Jahrhunderten keine ernst zu nehmenden Kämpfe in Yorenin mehr gegeben, allerdings genoss man von den innersten Stadtringen aus noch immer eine vortreffliche Aussicht über die umliegenden Lande. Dazu hatte man die saftigen Wiesen für das Vieh in der Nähe, wurde vom kühlen Wasser des Berges gespeist und war gleichzeitig durch den höheren Hügel vor den schlimmsten Naturgewalten geschützt.

Unterhalb des Gipfels des – von Norden aus gesehen – linken Hügel thronte ein helles Haus mit steinernen Grundmauern, zwei Stockwerke hoch und mit einem schlanken,

strohbedeckten Turm versehen. Schon seit Generationen hatte es dort oben gestanden, trutzig und erhaben über die Siedlung unter ihm herrschend und den amtierenden Statthaltern als Wohn- und Regierungssitz dienend. Ihre Erbauer hatten die kleine Feste nach dem Gipfel des Hügels, der Vinstrenkluef, benannt, 'die linke Klaue'. Und tatsächlich thronte sie wie ein drohend erhobener Finger über der sich in sanften Schwüngen zu den Füßen des Hügels hinabziehenden Ansiedlung, die man unter dem Namen Vinstrenholm kannte, was in der Allgemeinsprache so viel bedeutet wie 'die linke Hand'.

Seit nunmehr fast einundzwanzig Jahren wachte Oedyn Freyksson als Statthalter über Vinstrenholm. Und während dieser Zeit hatte er seinen Bürgern immer wieder das Gefühl gegeben, mit ihm die richtige Wahl getroffen zu haben. Freie Wahlen mochten etwas sein, das für die meisten Regierungsoberhäupter Paradons nach Unzivilisiertheit und Aufständen stank, in Yorenin jedoch war es undenk-

bar, sich einem Anführer zu unterwerfen, der nicht mit der Stimme des Volkes sprach. Baldir Öryensson, der dies im zweiten Jahrhundert nach der Absetzung der fallonischen Vizekönige versucht hatte, hatte diese Erkenntnis bitter bezahlen müssen. Sein mit Pech überzogenes Haupt, so erzählte man sich, hatte danach noch fast ein Jahr die Mauern der Stadt Heyfrdall geziert. Oedyn jedoch war ein Mann, der in der Gunst seines Volkes stand und es bisher noch aus jeder Krise erfolgreich wieder herausgeführt hatte. Gewiss, es hatte harte Zeiten gegeben, Ernteaufschläge, Hungersnöte, Jahre, in denen der Fischfang schlecht ging – ganz zu schweigen von dem entsetzlichen Jahr, in dem der Rote Kuss unter den Menschen gewütet und fast einen Drittel der Bevölkerung das Leben gekostet hatte – doch während all dieser Zeit war Oedyn seinem Versprechen treu geblieben und hatte sich für seine Leute durch jedes Übel gekämpft. Und mit der Zeit war er müde geworden.

Mittlerweile ging Oedyn stark auf das letzte Drittel seines Lebens zu; das Gehen bereitete ihm an regnerischen Tagen Mühe, seine Finger schlossen sich nicht mehr mit derselben Kraft um Axt und Pflug wie sie es noch vor wenigen Jahren getan hatten, sein Gesicht wurde hart und zerfurcht und in sein nussbraunes Haar und seinen Bart stahlen sich immer mehr silberne Strähnen. Oft verweigerte sich ihm der Schlaf, weil ihn seine Blase zu Unzeiten aus dem Bett riss und wenn er des Morgens aufstand, war ihm immer öfter so, als hätten Kobolde ein wildes Tanzfest auf seinem Rücken veranstaltet. Und doch waren es weder vorrückendes Alter noch Schmerz, die ihn in jener stürmischen Winternacht, in der die nachfolgenden Ereignisse ihren Anfang nahmen, wachhielten. Seit Stunden schon lag er wach, das Feuer in seinem schlicht gemeißelten Kamin war heruntergebrannt und nur ein Rest von Glut verbreitete einen düsteren Schein in dem niedrigen Raum. Draußen rüttelten Windböen an seinen Fensterläden,

ihr eisiges Heulen drang durch Ritzen und Spalten in sein Zimmer, doch es war nicht das, was ihm die Unruhe in die Glieder fahren ließ; in seinem Leben hatte er schon viel schlimmere Stürme überstanden und sich nicht gefürchtet, aber heute Nacht hielt ihn die Angst mit stahlharten Klauen umschlossen, presste sein Herz zusammen und ließ es rasen. Schweiß stand ihm auf der Stirn, obwohl es draußen eiskalt war, und Frost jagte ihm über den Rücken, obwohl eine Wärmepfanne zwischen seinen Laken steckte. Die düsteren Schatten, die die flackernden Kohlen an Wände und Decke zeichneten, schienen ihm furchterregend, bedrohlich knackte das Holz und wisperte der Stein um ihn herum. Schließlich, als er es nicht mehr aushielt, schlug er seine Bettdecken zurück, warf sich seinen Morgenmantel um und trat aus der Tür. Sein Zimmer lag direkt neben dem Turm des Heilers, in dem sich unter anderem dessen Laboratorium befand, und verfügte neben diesem auch über die schönste Aussicht. Der ganze Flügel da-

hinter gehörte Oedyn, weshalb er auch im Dunkeln jeden Winkel und jede versteckte Falle, die sich einem Spaziergänger in der Nacht stellen mochte, kannte. Normalerweise hielt er sich sehr gerne hier auf, wenn das auch seiner Amtsgeschäfte wegen selten genug vorkam, doch als es ihn heute ruhelos durch die finsternen Korridore trieb, schauderte er unablässig und ihm war, als würden dutzende unsichtbare Augen ihn beobachten, wie er, blind und ungewohnt oft gegen Möbel und Balken stoßend, durch die Dunkelheit stolperte. Schwer atmend, die Hand an die Kehle gepresst, stürzte er durch eine Tür, blieb prompt an einem am Boden liegenden Etwas hängen und fiel hin.

Ein schlaftrunkenes Grunzen ertönte hinter ihm, und eine Stimme, rau vom Schlaf, drang aus der Dunkelheit des Zimmers: „Wer da?“

„Ich bin es, Temmo“, sagte Oedyn und war überrascht, wie ruhig seine Stimme klang.

„Herr!“, erwiderte die Stimme überrascht. „Beeil dich, Fried, mach Licht!“ Es gab ein

Grummeln, ein Schlurfen und dann ein Geräusch von Stein auf Stein. Ein Funke blitzte auf und im nächsten Moment erleuchtete der freundliche Schein einer Kerze das Zimmer.

Oedyn blinzelte und rappelte sich auf, indem er sich an einem hölzernen Bettpfosten festhielt. Neben der Tür stand ein Junge, der etwa siebzehn oder achtzehn Jahre alt sein mochte, eine Talgkerze in der Hand hielt und verschlafen blinzelte. Ein strohgefülltes Kissen am Boden sagte Oedyn, dass der Junge wohl vor der Tür geschlafen hatte und er selbst beim Hereinkommen unweigerlich über seine Füße gefallen war.

Er drehte sich um; ein schlanker Mann um die fünfunddreißig saß auf dem Rand des Bettes und band sich gerade seine Schuhe zu.

„Ist Euch nicht gut?“, fragte er besorgt und blickte zu Oedyn auf.

Oedyn antwortete nicht sofort. Mit einem Mal kam er sich lächerlich vor; mitten in der Nacht durch das Haus zu rennen und arme Diener aus dem Schlaf zu reißen, nur weil



man sich vor seinem eigenen Schatten fürchtete. Verärgert schüttelte er den Kopf.

„Ich weiß nicht, Meister Temmo.“ Vorsichtig ließ er sich am Fußende des Bettes nieder. „Ich fühle mich nur etwas... ruhelos. Ich finde keinen Schlaf.“

Temmo kam um das Bett herum und musterte seinen Herrn eingehend. Im Halbdunkel des Zimmers wirkte sein schmales Gesicht wie der Umriss eines Totenschädels. Unwillkürlich wandte Oedyn seinen Blick ab.

„Fried“, sagte der Jüngere, „geh und mach Herrn Oedyn eine Tasse Tee mit Honig.“

„Ja, Meister Temmo“, nuschelte der Junge und torkelte davon, sich den Schlaf aus den Augen reibend.

„Und lass die Kerze da!“, fuhr Temmo auf und riss dem Jungen das Licht aus der Hand. Grummelnd entschwand Fried in den dunklen Flur.

Temmo legte die Finger an Oedyns Handgelenk und verharrte konzentriert. Die andere Hand legte er ihm auf die Stirn.

Schließlich ließ er ihn los und die Furchen in seiner Stirn wurden noch tiefer. „Euer Herz rast, Herr Oedyn, und Ihr fiebert. Was ist geschehen? Habt Ihr Euch in den vergangenen Tagen überanstrengt?“

„Ich glaube nicht“, antwortete Oedyn und rieb sich mit den Händen über das Gesicht. „Es ist nur... in letzter Zeit suchen mich Träume heim, Temmo. Merkwürdige Träume, Vorahnungen, Gedanken... sie schleichen in meinen Kopf und ich bringe sie nicht mehr heraus, egal, was ich auch versuche.“

„Was für Träume?“

Oedyn schüttelte erneut den Kopf.

„Träume über Schatten, Geflüster... ich erhalte Nachrichten in letzter Zeit, Nachrichten, die mich beunruhigen und mich jetzt auch noch im Schlaf heimsuchen. Sagt, Meister Temmo, steht Ihr in Kontakt zu den Kräutermeistern von Hövburt?“

Der junge Heiler starrte seinen Herrn einen langen Moment an.

„Gewiss, Herr. Seit dem Ende meiner Ausbildung dort immer. Warum fragt Ihr?“

Oedyn rieb sich erneut die Augen. Schmerz zuckte durch seine Schläfen und seine Lider wurden schwer.

„Ich frage mich nur, ob auch anderen die Zeichen auffallen. Nachrichten aus dem Süden über Ausgangssperren, Grenzposten, Lebensmittelkontrollen... Vielleicht interpretiere ich zu viel.“

Temmo wirkte einen Moment ratlos und schien nicht zu wissen, was er antworten sollte. Als sein Herr seine Gedanken nicht weiter ausführte, wandte er sich unentschlossen ab.

„Meine früheren Meister haben wenig Kontakt zu der Welt außerhalb des Institutes“, erklärte er dann, „alles, worüber ich mit ihnen diskutiere, sind Verbesserungsmöglichkeiten von Rezepturen und das richtige Anlegen von Mullbinden bei Nebelpocken. Wenn sie mir etwas über Vorgänge von außerhalb berichten, dann nur indem sie nebenbei eine Örtlichkeit erwähnen, wo ein neuartiges Verfah-

ren zur Heilung von Augenkrankheiten entdeckt wurde, oder etwas in der Art.“

Während er sprach, öffnete er die schwere Truhe, die neben dem Bett stand, und holte eine kleine hölzerne Schatulle hervor. Er stöberte einen Moment darin herum und trug dann eine Handvoll Kräuter und seltsam anmutende Wurzeln zu dem kleinen Tisch an der Wand. Er warf alles zusammen in seinen Mörser und zerstiess es zu einer bröckeligen Masse, deren scharfer Geruch bis zu Oedyn herüberwehte. „Was ist das?“, fragte er angewidert, im selben Moment, als der Junge mit einem dampfenden Becher in der Hand zurückkehrte.

„Kräuter aus dem Osten“, antwortete Temmo und nahm Fried den Tee ab. Er schüttete die Kräuter hinein und rührte ein paar Mal um.

„Das wird Euch helfen, einzuschlafen. Und was das andere betrifft... Oft bereiten geschriebene Worte mehr Sorgen, als wenn man eine Nachricht direkt hört. Ich kann Euch nichts versprechen, aber ich gebe Euch den

Rat, Euch nicht zu viele Gedanken zu machen. Was außerhalb unserer Grenzen geschieht, ist die Sache anderer. Ihr habt hier Eure Pflichten.“

Wortlos nahm Oedyn den Trank entgegen und nahm einen Schluck. Das Gebräu schmeckte widerwärtig. Er schüttelte sich.

„Ich hätte mich einfach betrinken sollen, wie früher. Westfurter Wein schenkt süßere Träume als jede Arznei.“

Die Männer lachten, doch Oedyns Augen blieben ernst. Temmo fiel es wohl auf, doch er sagte sich, dass er für seinen Herrn nichts weiter tun konnte.

„Versucht noch ein wenig Schlaf zu finden“, riet er abschließend. „Morgen Abend werde ich Euch den Trank direkt nach dem Nachtmahl bringen. Dann ist er am wirksamsten.“

Murmelnd bedankte sich Oedyn bei seinem Heiler und gab ihm den leeren Becher zurück. Während sich Temmo gähnend wieder in seinem Bett ausstreckte und der Junge, völlig übermüdet, einen halben Schritt neben seinem

Lager eingeschlafen war, löschte Oedyn die Kerze und ging hinaus, nicht im Mindesten beruhigt.

Die Menschen in Yorenin, so viel hätte einem jeder in ganz Paradon sagen können, waren hervorragende Schmiede, ausdauernde Jäger, ein Volk, das die schönsten und besten Schafherden in ganz Paradon besaß und sich wie kein zweites auf deren Zucht verstand. Doch sie hatten eine tief verwurzelte Verachtung gegenüber jedem, der Bücher las. Zumindest hieß es so. Die Alten vermuteten, dass diese Abneigung auf den Einfall der Südländer vor hunderten von Jahren zurückzuführen war, als man den Yoreninern ihre Sprache aufgezwungen und sie zu diesem Zweck dazu genötigt hatte, Bücher aus ihren Ländern zu lesen. Der Aufstand gegen die fallonischen Entsatzherrscher war jedoch niemals ganz zu brechen gewesen, und daher hatte man sich schließlich darauf geeinigt, Yorenin unter der Herrschaft von Eingeborenen zu lassen – mit

heimlicher, aber steter Überwachung des Großkönigreiches. Als der letzte Vizekönig schließlich das Land verlassen hatte, hatte man all die verhassten Werke verbrannt und die fremden Sprachen geschmäht. Zurückgeblieben waren ein tiefes Misstrauen gegenüber Fremden und Ekel vor allem Geschriebenen. Natürlich hatten die ins Land gehenden Jahrhunderte viel von diesem Elend getilgt, doch noch immer lernten nur die wenigsten Yoreniner gerne lesen und noch weniger besaßen ein Buch.

Oedyn Freyksson war einer dieser wenigen, wie es für ihn als Mann, der über das Geschick einer ganzen Siedlung zu bestimmen hatte, vermutlich empfehlenswert war – eine Meinung, die nicht unbedingt von allen Statthaltern Yorenins geteilt wurde – doch hauptsächlich besaß er Bücher, weil er sie mochte. Tatsächlich hatte er eigens einen kleinen Raum in seinem Haus eingerichtet, in dem er seine Bücher aufbewahrte und in den er sich in seinen seltenen Momenten der Muße gerne

zurückzog und las. Er war recht umfassend eingerichtet, besaß Werke über Geschichte, Alchemie, Philosophie, sogar zwei Werke in fremden Sprachen waren dabei. Seine Diener betraten den Raum, in dem ihr Herr so viel Wissen aufbewahrte, nur selten und wenn, dann mit äußerst ehrfürchtigen Mienen. Außer um Staub zu wischen kam außer Oedyn nie jemand in die Bibliothek und ihre alleinige Existenz war Anlass genug, ihm nachzusagen, er sei ‚besonders‘.

In ebendiesem Raum begab sich Oedyn nun. Nur ein Rest Kohle glomm noch im Kamin, also machte er sich daran, die Glut wieder anzufachen. Als das getan war und er sich unter Ächzen wieder von seinen Knien in die Höhe gestemmt hatte, blieb er einen Moment unschlüssig stehen; normalerweise fühlte er sich, kaum dass er einen Fuß über die Schwelle dieses Raumes setzte, sehr geborgen und – umgeben von Alter und Weisheit der Folianten – sicher. Doch in dieser Nacht gaben sie ihm lediglich das Gefühl, klein und unwis-



send zu sein. Instinktiv steuerte er auf seinen Sekretär zu und grub in der obersten Schublade nach seiner neuesten Korrespondenz, Briefe, die ihm von Handelspartnern, ehemaligen Studiengefährten und Bekannten, Leuten, die er auf seiner Reise durch Paradon vor Jahrzehnten kennengelernt hatte, in den letzten Tagen zugesandt worden waren. Er überflog sie erneut, vielleicht, um seine Besorgnis zu zerstreuen, vielleicht, um sie zu bestärken. Wie dem auch sein mochte, aus jedem einzelnen Pergament flogen ihm unmittelbar dieselben Zeilen entgegen, die ihn auch beim erstmaligen Lesen sofort angesprungen hatten: Es waren verdeckte Hinweise, getarnte Vorboten, Brotrümel auf einem verschlungenen, dunklen Pfad, dessen Ende er nicht zu sehen vermochte; Ausfuhrverbote in Lòethin, Ausgangssperren und Straßenkontrollen in Ago-raekh und Uvonagh... neue Grenzverhandlungen mit dem Volk von Anorahtìn... bei den Dreien... und wenn es nun doch so war, wie er vermutete?

Ein leises Schnarchen hinter ihm ließ ihn zusammenfahren; ruckartig fuhr er herum, sein ohnehin angeschlagenes Herz knapp unterhalb seiner Kehle: Die massige Gestalt eines jungen Mannes war auf seinem Sofa zu erkennen, unbeweglich und offenbar tief schlafend. Da Oedyn vom Kamin direkt zu seinem Sekretär gegangen war, hatte er den Eindringling, der außerhalb des Feuerscheins lag, nicht bemerkt. Verärgert ging er jetzt auf ihn zu, wohl ahnend, wen er vorfinden würde.

„Öry“, flüsterte er rau. „Öry!“

Als der Schlafende nicht reagierte, stieß er mit der Hand in die Dunkelheit hinab und rüttelte ihn unsanft an der Schulter.

„Heda! Öry, aufwachen, beim Schatten!“

Ein leiser Aufschrei entfuhr dem Schläfer. Benommen tastete eine Hand nach Oedyns Gesicht.

„Wer... wer ist da?“ Die Stimme klang ängstlich.

Verärgert seufzte Oedyn.

„Ich bin es“, sagte er, „was bei allen menschlichen und unmenschlichen Wesen dieser Welt machst du hier zu dieser nachtschlafenden Zeit?“

Ein Rascheln und Stöhnen war zu hören, dann tauchte ein bleiches, teigiges Gesicht in den Schein des Feuers, vom Schlaf verquollen und mit hektisch blinzelnden Augen.

„Herr“, stammelte der Junge, „vergebt mir! Ich... ich habe gelesen und muss eingeschlafen sein...“

Oedyn seufzte erneut. „Du Glücklicher. Aber hatte Meister Temmo dir nicht befohlen, sein Laboratorium in Ordnung zu bringen? Was für ein Lehrling schleicht sich von seiner Arbeit davon, um heimlich im Studierzimmer seines Herrn zu schmökern?“

Der Junge murmelte etwas Undeutliches, aus dem die Worte ‚vergessen‘ und ‚Geschichtsstudium‘ herauszuhören waren.

„Geh jetzt schlafen!“, fuhr Oedyn ihn verärgert an. „Morgen wirst du Meister Temmo Rede und Antwort stehen müssen, aber für

heute lass es gut sein. Lass die Bücher“, fuhr er auf, als der Junge in der Dunkelheit herumtastete und die unerlaubt herausgeholtten Werke zurück in die Regale stellen wollte, „ich räume sie selbst wieder an ihren Platz. Geh jetzt endlich!“

„Ja, Herr, gute Nacht, Herr“, murmelte Òry und eilte aus dem Zimmer.

Òrys Herz pochte laut und schnell, wie ein Hammer auf einen Amboss:

Wumm. Wumm. Wumm.

Obwohl sein Gehirn noch immer schläfrig war, jagte zunehmend Energie durch seine Venen und weckte seinen Geist. Als er schließlich an der untersten Treppenstufe zum Turm des Heilers angekommen war, war er vollständig wach. Zu wach, um die Hoffnung zu hegen, vor dem Morgengrauen noch einmal einschlafen zu können. Also konnte er genauso gut damit beginnen, das Studierzimmer aufzuräumen, wie es ihm früh an diesem Nachmittag aufgetragen worden war. Seuf-

zend erklomm er Stufe um Stufe und wischte sich den Schlaf aus den Augen. Er war aber auch ein Idiot, in der Bibliothek des Herrn einzuschlafen! Wirklich, er konnte von Glück sagen, dass Herr Oedyn Herr dieses Hauses war, ein anderer hätte ihn wohl bereits vor die Tür gesetzt. „Du hast in der Bibliothek nichts zu suchen, außer wenn ich es dir sage“, wiederholte er noch einmal die Worte Meister Temmos, nachdem dieser ihn bereits in seiner zweiten Woche auf Vinstrenkluef in ebendiesem Raum erwischt hatte. „Lerne zuerst, deinen Verstand zu schulen, ehe du ihn mit Wissen fütterst, das du ohnehin noch nicht verstehst!“

Das du ohnehin noch nicht verstehst – bei diesen Worten hatte die Wut Òry sprachlos gemacht – er war nicht umsonst von den Großmeistern der Heilkunst in Hövburt angenommen worden! Mondelang hatte er sich auf die Aufnahmeprüfung vorbereitet, sich nächtelang in Büchern vergraben, nur um die

Ausbildung zum Heiler antreten zu können – und mit Erfolg!

Er war nicht dumm, das ganz bestimmt nicht, auch wenn Meister Temmo ihm das ohne Unterlass einzureden versuchte. Und im Vergleich zu all den anderen unwissenden, grobschlächtigen, ordinären Burschen, die sich sonst so im Haushalt Herr Oedyns herumtrieben - als Pagen, Laufburschen, Knechte, Schmiedegesellen und in anderen würdelosen Tätigkeiten - kam er sich sogar äußerst gebildet und weltmännisch vor.

„Du bist nicht besser als sie“, hatte ihn Meister Temmo bereits an seinem ersten Abend im Statthalterhaus getadelt, „du hast eine privilegierte Ausbildung genossen – sei dankbar dafür, aber nicht stolz darauf. Du hast mehr Glück gehabt als andere und solltest lernen, jeden Menschen so zu achten, wie er ist.“

Ein Teil von ihm hatte Meister Temmos Worte verstanden und sich geschworen, sie zu verinnerlichen, doch ein viel größerer Teil hielt sich trotzdem weiterhin für klüger als sie

alle zusammen. Und, bei den Dreien, er hatte Recht!

Natürlich wussten die anderen das. Sie hatten wie er gleich bei ihrer ersten Begegnung beim gemeinsamen Abendessen in Oedyns Halle gespürt, dass er anders, überlegen war. Und sie hassten ihn dafür.

Sie hassten ihn, weil *er* von den Heilermeistern Hövburts ausgewählt worden war, unter Meister Temmos Obhut zum Heiler ausgebildet zu werden. Das hieß, dass er eine Vorzugstellung in Herrn Oedyns Haus genoss, worum jeder von ihnen ihn beneidete.

Öry war es ganz gleich; sie würden niemals Heiler werden. Wenn er erst einmal ausgebildet war und ihre Tiere von der Schwarzgauseuche kurieren musste, würden sie vor ihm im Staub kriechen.

Allerdings hatten diese Bauerntrampel noch nicht so weit gedacht. Tatsächlich hatten manche von ihnen begonnen, ihm aufzulauern. Immer öfter lümmelten sie in den Korridoren herum, von denen sie wussten, dass er vor-

beikommen musste, riefen ihm Beleidigungen hinterher oder schlugen ihm Bücher aus den Händen. Einer von ihnen war vor zwei Tagen sogar so weit gegangen, ihm ein Bein zu stellen, worauf er hingefallen war und einen von Meister Temmos Kolben zerbrochen hatte. Die wertvolle Hornziegengalle war ausgeleert und im Boden versickert. Der Junge – Fried war sein Name – war auf Òrys Meldung über das Geschehene hin natürlich bestraft worden, fünf Stockhiebe auf die Handflächen, soweit Òry wusste. Doch der Blick, den Fried ihm an diesem Abend in der Halle zugeworfen hatte, hatte nichts Gutes verheißen. Seither war nichts mehr geschehen, aber Òry achtete auch sehr darauf, nicht in die Nähe eines dieser Burschen zu geraten.

Ächzend kämpfte er sich die drei letzten Treppenstufen hoch, blieb an der Wand stehen und wischte sich die Stirn; als er sie zurückzog, war seine Hand nass von Schweiß. Eines Tages, so war er überzeugt, würde ihn diese Treppe umbringen. Prustend beugte er



sich vornüber und stützte sich auf seine Knie. Sein Herz schlug noch schneller als vorhin, und die Hitze kroch über seinen ganzen Körper, seine Robe klebte ihm am Rücken. Er gönnte sich einen Moment Pause, dann sah er ein, dass es nichts bringen würde, die Arbeit noch länger hinauszuzögern, so unangenehm sie auch war. Ergeben seufzend, zog er den Schlüsselbund, den ihm Meister Temmo erst vor wenigen Tagen feierlich überreicht hatte, von seinem Gürtel und schloss die Tür zum Studierzimmer des Heilers auf. Heilloses Entsetzen packte ihn, als er seine Öllampe entzündete und damit den Weg zum Studiertisch erleuchtete; quer über den Tisch verstreut lagen Schriften, Bücher, Rollen, alle scheinbar wahllos übereinander gestapelt oder sogar achtlos zu Boden geworfen. Vielleicht, so überlegte Òry, hatte Meister Temmo sie auch einfach in einem Anfall von Arbeitswut vom Tisch gefegt, während er nach einem anderen Dokument suchte, und es in seinem Eifer gar nicht bemerkt. Die steinerne Werkbank an der

Stirnseite des Raumes sah nicht besser aus; Flaschen, benutzte Schalen und Bestecke, Kolben, Gläser und Messbecher standen in Massen herum, dazwischen teilweise noch Proben von Kräutern, Pulvern oder Zweigen. Offenbar hatte sich Temmo ausgerechnet den vergangenen Tag dazu ausgesucht, seine Mixturen nachzufüllen, ohne dabei an die Umtriebe für seinen geplagten Lehrling zu denken. 'Oder wahrscheinlich hat er daran gedacht', überlegte sich Òry, 'und genau deshalb noch ein wenig mehr Chaos veranstaltet als sonst.' Doch er sollte nicht klagen. Schon gar nicht öffentlich und vor Meister Temmo, sonst würde der Heiler sich in Zukunft doppelt so viel Mühe geben, ihn auf Trab zu halten. Meister Temmo ertrug auch nicht die leiseste Vorstellung, sein Schüler könnte einen Augenblick an freier Zeit zur Verfügung haben.

„Müßiggang ist aller Laster Anfang, bla, bla und nochmals bla“, murrte Òry unwillig und griff sich einen Arm voller Schriftrollen, um sie an ihren ursprünglichen Platz zurück zu

stellen. 'Ein Jammer, dass Herr Oedyn nicht Heiler ist', überlegte er, 'bei seiner Ungeduld würde er alles selbst aufräumen, ehe ich auch nur Gelegenheit dazu bekäme.' Nun ja, man durfte schließlich auch träumen.

„Deine Mühen werden sich auszahlen“, hatte ihm sein Vater, Herr Mariot ven Draimstal, Sprecher des Volksrates von Yorenin, vor seiner Abreise nach Hövburt erklärt. „Wenn du erst Erzmeister des Heilerkommittees bist, wirst du lachend an deine Qualen zurückdenken. Arbeit schult den Charakter und stärkt Geist und Körper. Dienst du jetzt, lenkst du in der Zukunft.“

Öry war seinem Vater dankbar für diesen Rat und deshalb schrubbte er klaglos die Werkbank, spülte sämtliche Gefäße und Arbeitsgeräte mit eiskaltem Wasser, das direkt aus dem Gletscher in die Vinstra, den Kommunenbach, floss, räumte alles vorschriftsmäßig an seinen Platz, sortierte Bücher ein, ordnete lose Seiten ihren Werken zu, wischte den Boden – eine Arbeit, die er insgeheim als unter seiner Wür-

de erachtete, die ihm von Temmo aber damit begründet worden war, dass er keinem Dienstmädchen genügend Geschick zutraute, in seinem Laboratorium herumzuhantieren ohne etwas zu zerbrechen – und räumte sämtliche Stühle und Leitern an ihren Platz. Als er fertig war, hatte der Himmel draußen ein stählernes Grau angenommen, was den herannahenden Morgen ankündigte. Òry beschloss, die Brieftauben zu füttern, ehe einer der Hausdiener aufstand, um dies zu erledigen, etwas, was Meister Temmo sicher erfreuen würde, zeugte es doch von Arbeitseifer und Pflichtbewusstsein. Also holte er tief Luft und begann, mit schmerzenden Waden die enge Wendeltreppe hinunterzusteigen.

Als er beim Taubenverschlag ankam, rührten sich eben die ersten Vögel in den Büschen. Aus der Küche im Haus konnte er Geräusche und Rufe hören, er nahm an, dass Lelya, die oberste Magd und Köchin, bereits das Frühstück zubereitete. Der Duft von frisch geba-

ckenem Brot schwebte in der Luft, und Òry lief das Wasser im Mund zusammen. Vielleicht würde er auf dem Rückweg kurz dort anhalten und Lelya um ein Stück davon bitten. Die rundliche Frau schlug ihm fast nie eine Bitte ab. Er ging in den kleinen Schuppen neben dem Verschlag, in dem die Vögel in ihren Käfigen bereits hungrig gurrten, und machte sich daran, einen kleinen Eimer mit Futter zu füllen.

Er bemerkte den anderen Jungen erst, als dieser ihn ansprach:

„Was machst du denn da?“

Òry stieß einen Schrei aus und wäre beinahe kopfüber in die Truhe mit Taubenfutter gefallen. Der Schöpflöffel, den er eben mit Körnern gefüllt hatte, zuckte in seiner Hand und die Hälfte des Getreides verteilte sich auf dem Boden. Noch immer vor Schreck zitternd, griff er sich mit der freien Hand an die Brust und drehte sich um; ein schlaksiger Junge von vielleicht sechzehn Jahren stand ihm gegenüber, das dunkelblonde Haar helmförmig und glatt

um seinen Kopf liegend. Er war etwas grösser als Òry, trug den einfachen Kittel eines Hausdieners und eine Schürze, dazu ein paar zottige Winterhandschuhe. Obwohl gut andert- halb Jahre älter als Òry, hatte der Junge ein recht kindliches Gesicht, das nur von seiner etwas zu großen Nase verhärtet wurde. Hell- blaue Augen funkelten misstrauisch unter seinen zusammengezogenen Brauen hervor.

„Was machst du da?“, wiederholte er die Frage. Òry, nachdem er sich von seinem ers- ten Schrecken erholt hatte, spürte, wie Wut in ihm hochkochte. Ruckartig schüttete er den Inhalt des Schöpflöffels zurück in die Truhe und richtete sich auf.

„Das geht dich überhaupt nichts an“, fauchte er, etwas grösspuriger als er es in einem ande- ren Moment gewesen wäre. „Du hast nicht in Frage zu stellen, was ich mache.“ Er hoffte, dass seine Wut noch ein Weilchen anhielt, um seine Unsicherheit zu überdecken. Der Junge war einer von denen, die immer dann aufzu- tauchen schienen, wenn Òry gerade zufällig

allein war – ohne Temmo oder einen anderen Erwachsenen, der ihn hätte schützen können. Nur sein Name fiel ihm im Moment nicht ein.

Der andere hob abwehrend die Hände, er schien gänzlich unbeeindruckt.

„Ist ja gut, ich wollte nur fragen. Weil ich nämlich die Tauben füttern muss, so hat's Snòly jedenfalls gesagt. Wenn du das in Zukunft machen willst, bitte, nur sag's mir von jetzt an vorher, damit ich nicht umsonst in aller Herrgottsfrühe in diese Scheißkälte rauslatschen muss. Oder die Viecher zweimal gefüttert werden und am Ende so fett sind, dass sie nicht mehr fliegen können. Denn wenn das passiert, dann krieg mit Sicherheit ich's.“

Er klang so aufrichtig und höflich-unbeteiligt, dass Òrys Unsicherheit fast verflog. Ja, dieser Bursche war mit Sicherheit bei denen, die angefangen hatten, ihm bei seinen Pflichten aufzulauern, aber soweit er sich erinnerte, hatte er noch niemals die Hand gegen ihn erhoben und auch sonst nichts Abwerten-

des über ihn gesagt. Nicht direkt in sein Gesicht, zumindest.

„Es war nur heute“, gab Òry deshalb zur Antwort, „ich war ohnehin die ganze Nacht auf, um Temmos Studierzimmer aufzuräumen, da dachte ich... ist ja egal, wenn du schon mal hier bist, kannst auch du es machen. Nicht, dass du umsonst aufgestanden bist, meine ich.“ Òry schaffte es, die Håme in seiner Stimme auf einen winzigen Hauch zu reduzieren. Der Junge jedenfalls gab nicht zu erkennen, ob er sie bemerkt hatte oder nicht. Er zuckte nur die schmalen Schultern und begann, das Futter in die Käfige einzustreuen. Òry sah ihm zu und einen Moment lang wusste er nicht, wie er sich verhalten sollte. Sollte er einfach weggehen, oder? Das wäre das Klügste gewesen, solange es sich der Bursche nicht anders überlegte und sich doch noch dazu entschloss, irgendetwas Gemeines gegen ihn zu unternehmen.

„Muss ja ganz schön aufregend sein“, bemerkte der andere, in eben dem Moment, als



Òry seinen Gedanken in die Tat umsetzen wollte, „so eine Heilerausbildung, meine ich.“

Òry war verblüfft; war das eine Falle? Ein Trick, eine neue Gemeinheit, die der andere und seine Freunde sich ausgedacht hatten, um ihn zu ärgern? Andererseits schien sein Gegenüber ehrlich interessiert.

„Oh... ja, ja, ziemlich interessant“, antwortete er daher.

Der Junge strich sich sein dunkelblondes Haar aus den Augen und zeigte ein halbes Grinsen. „Ich wär' ja auch gern so was wie ein Heiler geworden. Aber mein Vater, wer immer er war, war wohl nicht hochgeboren genug – hat mir nichts hinterlassen, jedenfalls, also wird es wohl beim Taubenfütterer bleiben.“ Er zuckte die Schultern, als ob es ihm gleichgültig wäre, doch in seinen Augen las Òry einen Anflug von Bitterkeit. Das bewog ihn dazu, noch einen Schritt von ihm wegzutun.

„Es hängt nicht davon ab, ob du reich bist“, hielt er kalt dagegen, „sondern ob du etwas

taugst.“ Der Junge, dessen Name ihm immer noch nicht einfiel, hob die Augenbrauen und nickte dann. „Sicher. Natürlich. Was immer du sagst.“ Und damit wandte er sich wieder seinen Tauben zu.

Òry zögerte einen Moment. Dann fragte er: „Wie heißt du noch gleich?“

Der Junge wandte sich nicht zu ihm um, als er antwortete: „Kirin. Ich heiÙe Kirin, einen Nachnamen habe ich nicht.“ Seine Hände bewegten sich so langsam von Käfig zu Käfig wie die eines Schlafwandlers.

„Ich bin Òry.“

„Ja, das weiß ich.“

Ein Hauch von Geringschätzung lag in diesen Worten, so schien es Òry. Wieder wurde er wütend. „Ich muss jetzt wieder an meine Pflichten gehen. Heiler sind nicht so verschwenderisch mit ihrer Geduld wie Tauben.“

Er drehte sich um und ging in Richtung des Hauses davon. Er hoffte, dass Kirin seine letzte Spitze verstanden hatte. Aber er bezweifelte es. 'Bauernlümmel', dachte er erneut. 'Wenn

der ernsthaft Heiler werden wollte, dann sollte die Welt den Dreien auf Knien danken, dass sein Vater ein Niemand war.' Denn egal, was er Kirin erzählt hatte, so erinnerte er sich doch noch sehr gut an sein Aufnahmeexamen an der Heilerfakultät in Hövburt; die Bewerber waren meist Jungen gewesen, die Òry von klein auf kannte; Fürstensöhne, Erben von Statthaltern und Abkömmlinge reicher Krämerfamilien. 'Adel im Blute ist Adel im Geiste', rief er sich einen der Lieblingsprüche seines Vaters in Erinnerung – wenngleich kaum jemand in ganz Yorenin von sich behaupten konnte, adeliges Blut zu besitzen, da die letzte landeseigene Monarchie vor über tausend Jahren niedergedrückt worden war. Doch, wie sein Vater immer sagte, Politik und Handel waren ebenso achtbar wie ein Wappen. Einen kleinen Stich spürte er, als er an die Worte von Meister Temmo dachte: Dass eine bevorzugte Ausbildung ihn nicht über andere erhob, sondern ihn zu einem Diener der Geringeren machte.

Im Eingang zu den Küchen blieb er stehen und seufzte.

„Soll es damit sein, wie es will“, befand er zu sich selbst, „ich habe jetzt Hunger.“ Er streifte sich die Erde von den Stiefeln und betrat das Haus, mit der Absicht, noch vor Meister Temmos Frühstück bei Lelya und ihrem Brot vorbeizuschauen.

Als Kirin hörte, wie sich Örys Schritte entfernten, hielt er in seiner Arbeit inne. Er blickte über die Schulter zurück und sah den dicklichen Jungen davonwatscheln, schneller als üblich – höchstwahrscheinlich, weil er sich etwas zu essen holen wollte. 'Kein Wunder, dass er so fett ist', überlegte er. 'Wahrscheinlich ist er es von zu Hause aus gewohnt, dreimal am Tag ein Festessen vorgesetzt zu bekommen. Kalten Fasan und Eier von diesen Fischen, die sie in den Flüssen in den Südländern verkaufen.'

Abschätzig schnaubend, wandte er sich wieder den Vögeln zu.

„Na, meine Dicke?“, sprach er zärtlich zu einem besonders groß gewachsenen Tier, einer hellgrauen Taube mit einem rotgoldenen Ring um ihr Bein.

'Fallonia', dachte er.

Dort unten aßen sie Fischeier, so hatte er gehört, aber auch Beutelratten und Ameisen, groß wie Mäuse, dazu tranken sie edelsüßen Wein, vermischt mit Blut. So sagte man jedenfalls. Nichts als Gerede, wenn man überlegte, dass es von fahrenden Händlern und Mehllieferanten stammte, aber immerhin mehr, als Kirin von der Welt zu berichten wusste. Wenn man sechzehn Jahre lang immer im selben Ort gelebt hatte, ohne die Möglichkeit, weiter weg zu reisen als bis in die Nachbarssiedlung, musste man eben nehmen, was man an Neuigkeiten bekommen konnte, so zweifelhaft sie auch waren. Eines Tages würde auch er dieses Land einmal sehen, das am südlichsten Zipfel Paradons lag und dessen Schönheit und Reichtum selbst hier in Yorenin die Leute zu

Versen und Liedern verleitete. Kirin seufzte. Ein schöner Traum.

Für den Heiler von Moppel, wie Fried und die anderen Òry immer nannten, mochte er durchaus eines Tages in Erfüllung gehen. Wenn er seine Ausbildung gut genug abschloss und sich als Heiler einen Namen machte, konnte es durchaus sein, dass Hövburt ihn für gewisse Aufträge ins Ausland schickte. Es hieß sogar, manche der bedeutendsten Fürstenhäuser Paradons beauftragten Heiler aus Yorenin. Und falls – was Kirin nicht einmal anzweifelte – Moppelchen sich als nicht übermäßig talentiert erweisen sollte, so hatte sein Vater noch immer genügend Geld, um ihm jegliche Art von 'Studienreise' zu ermöglichen, die er sich wünschte. Bitterkeit stieg in ihm hoch wie Galle; was er Òry – aus welchen Gründen auch immer – erzählt hatte, entsprach durchaus der Wahrheit: Als Kind hatte er Meister Temmo und auch dessen Vorgänger, Meister Keflad, hin und wieder im Laboratorium geholfen und sie sogar

manchmal auf ihre Hausbesuche bei der ärmeren Bevölkerung von Vinstrenholm begleitet. Damals hatte er davon geträumt, ihr Schicksal zu teilen, einmal so zu werden wie sie, ein Heiler, jemand, der den Leuten half und zu dem man aufblickte. Bis zu dem Tag, als ihn Freyk, der Schmied, der Herr Oedyns Pferde beschlug und alle Werkzeuge des Haushaltes fertigte, zur Seite genommen und gesagt hatte: „Junge, egal, was für Träume du hast, du musst die Augen aufmachen und die Wirklichkeit erkennen: Du bist ein Namenloser, ein Bastard, ein Niemand, der nichts besitzt und niemanden kennt. Hätte Herr Oedyn dich nach dem Tod deiner Mutter nicht aufgenommen, wärst du nicht einmal mehr am Leben. Heiler sind Männer, die aus erlesenen Familien kommen, denen man Bücher in die Ärsche stopft, kaum dass sie gehen können und die so angefüllt sind mit Gold, dass sie bei jedem Furz darauf achten müssen, nicht etwas davon versehentlich auszuscheiden. Oder hast du jemals von einem Leibeigenen

oder gewöhnlichen Freien gehört, der Heiler geworden wäre? Oder Volksrat? Oh ja, unser Land ist frei und wird von Männern regiert, die aus dem Volke stammen. Aber nicht aus der gleichen Art Volk wie du und ich.“

Dabei hatte er ihn vertraulich in den Magen gestupst, was wohl als Aufmunterung gedacht gewesen war. Für Kirin war es damals nur eine Versinnbildlichung seines elenden Daseins gewesen. 'Leer, hohl, sinnlos – wie ein Loch im Magen', erinnerte er sich an seine Gedanken von damals. Nun, zehn Jahre später, hatte er sich mit seinem Schicksal arrangiert, doch bereitete ihm die Vorstellung, von einem derart lächerlichen Klumpen Fleisch belehrt zu werden wie Öry einer war, nicht weniger Übelkeit. 'Leb du nur weiter in deiner goldenen Glitzerwelt, Schwabbelprinz', überlegte er grimmig, während er den Taubenverschlag sicher verschloss und, seine Handschuhe ausklopfend, den Weg zum Dienstboteneingang einschlug, 'meine Welt sieht anders aus. Doch das wirst du nie wissen, weil



du alles in deinem Leben geschenkt bekommen hast.' Unwillkürlich dachte er daran, was Fried ihnen vor einigen Tagen vorgeschlagen hatte, nachdem Òry ihn wegen des kaputten Gefäßes bei Meister Temmo angeschwärzt hatte. 'Morgen Nachmittag wollen sie es tun', erinnerte er sich. Ohne dass er es wollte, hatte er plötzlich ein komisches Gefühl im Bauch. War es wirklich richtig? Nicht, dass er vorhin nicht einen kurzen Augenblick lang den Wunsch verspürt hätte, den dicken Jungen mit dem Hintern voran in die Kiste mit dem Taubenfutter zu schmeißen und dabei zuzusehen, wie er – wie ein auf dem Rücken liegender Käfer – versuchte, sich wieder daraus zu befreien. Aber das, was Fried plante... er wusste nicht so recht. Allerdings würde er den Schatten tun und versuchen, es ihm auszureden. Fried würde ihn zu Brei zerstampfen, wenn er etwas gegen ihn sagte, das wusste Kirin. Temmos Kammerdiener war seit Òrys Ankunft zu einer Art Laufbursche degradiert worden, der alle wichtigen und inte-

ressanten Aufgaben an den Lehrling des Heilers hatte abgeben müssen. Verständlich, dass er eine Stinkwut im Bauch hatte. Allerdings hatte er angefangen, alle anderen Burschen des Hauses gegen Òry aufzustacheln, und diese, die den Heilerlehrling sowieso als Bücherwurm verachteten, hatten sich nur allzu bereitwillig auf seine Seite geschlagen. Also blieb Kirin nichts anderes übrig, als mitzuziehen.

Fast alle im AAVAA Verlag erschienenen Bücher sind  
in den Formaten Taschenbuch und  
Taschenbuch mit extra großer Schrift  
sowie als eBook erhältlich.

Bestellen Sie bequem und deutschlandweit  
versandkostenfrei über unsere Website:

[www.aavaa.de](http://www.aavaa.de)

Wir freuen uns auf Ihren Besuch und informieren Sie gern  
über unser ständig wachsendes Sortiment.

